
Soziale Probleme

Zeitschrift für soziale Probleme und soziale Kontrolle

15. Jahrgang, 2004, Heft 1

Axel Groenemeyer; Susanne Karstedt (Hrsg.)

Soziale Probleme lehren

Die Einübung des soziologischen Blicks – Soziale Probleme lehren in der Wissensgesellschaft <i>Axel Groenemeyer</i>	5
I. Soziologie als Recherche	
Ein Forschungsseminar zu „Exklusionen in der Stadt“ <i>Susanne Karstedt</i>	22
Als Kundin in Nobelgeschäften <i>Sibel Dalman</i>	30
Die Freiheit reich zu sein!? <i>Christian Flotho und Alexander Haarmann</i>	40
II. Forschung lehren – Soziale Probleme als Forschungsobjekt	
Kriminalität als Stress – Bedingungen der Entstehung von Kriminalitätsfurcht <i>Nadine Bals</i>	54
Incivilities und Kriminalitätsfurcht <i>Christoph Hohage</i>	77
III. Soziale Probleme in der soziologischen Beratung	
Modelle genossenschaftlichen Wohnens – Das Projekt „Mühlenweg“ <i>Jennifer Klingspon, Sylke Pilk, Christoph Tober und Floris van Veen</i>	96



Centaurus-Verlag
ISSN 0939-608X

Kriminalität als Stress – Bedingungen der Entstehung von Kriminalitätsfurcht

von Nadine Bals

1. Einleitung

Die Kriminalitätsfurcht-Forschung, im Rahmen derer die ersten Erhebungen Mitte der 1960er Jahre in den USA und etwas später auch in der Bundesrepublik initiiert wurden, fand zunächst wesentlich im Rahmen staatlich geförderter Opferbefragungen statt, deren primäres Ziel die Aufhellung des Dunkelfelds waren (vgl. Sparks 1981: 8). So war die „zunehmende Beschäftigung mit dem Kriminalitätsoffer die Geburtsstunde der Kriminalitätsfurcht-Forschung“, wie Boers es formuliert (Boers 1993: 66).

Das Niveau der Kriminalitätsfurcht war in der Bundesrepublik Deutschland von Beginn an ähnlich hoch wie in den USA, obwohl drastische Differenzen zwischen den Kriminalitätsraten beider Länder in erster Linie für Gewaltdelikte immer zu beobachten waren. Der Höchststand der Kriminalitätsfurcht wurde in den 1970er Jahren erreicht, während sich das Niveau in den 1980er Jahren wieder an das der 1960er Jahre annäherte (Boers 1991), um bis zu Beginn der 1990er Jahre wiederum anzusteigen (Reuband 1999a, 1999b). Eine Reihe von Untersuchungen stellte fest, dass ein erheblicher Anteil der Bevölkerung von Kriminalitätsfurcht betroffen ist (Kinsey/Anderson 1992), und zahlreiche Autoren folgern, dass Kriminalitätsfurcht ein soziales Problem besonderer Dimensionen ist, das eventuell weitreichender sei als die Kriminalität selbst (Borooha/Carcach 1997; Hale 1993). Rückläufige Entwicklungen der Kriminalitätsfurcht seit Mitte der 1990er Jahre schwächen diese Folgerungen jedoch ab, so dass von einer Krise der Inneren Sicherheit oder einer Kriminalitätshysterie keine Rede sein kann (Boers 2001; Boers/Kurz 1999; Reuband 1999a, 1999b).

Recht schnell bildeten sich vor allem zwei Faktoren heraus, die im Rahmen der Kriminalitätsfurcht-Forschung von besonderem Interesse waren: das Geschlecht und das Alter der Befragten standen in den meisten Untersuchungen im Mittelpunkt (Clemente/Kleiman 1976; Gilchrist et al. 1998). Ein Großteil der Studien, die in den 1970er und 1980er Jahren durchgeführt wurden, belegt eine inverse Beziehung zwischen dem tatsächlichen Opferrisiko und der geäußerten Kriminalitäts-

furcht (Clemente/Kleinman 1976; Hale 1993; Kerner 1980). Diesen als „Kriminalitätsfurcht-Paradox“ bezeichneten Befund, wonach Frauen und ältere Menschen die ausgeprägteste Kriminalitätsfurcht äußern, obwohl sie die geringsten Opferraten ausweisen, versuchte man in neueren Untersuchungen aufzuschlüsseln (Gilchrist et al. 1998; Pain 1995). Allerdings haben die meisten Studien keine direkten oder nur geringe Beziehungen zwischen Viktimisierungsrisiko und der geäußerten Kriminalitätsfurcht gefunden (Skogan 1993), in einigen Fällen war sie gar negativ (Gomme 1988), oder stellten nur sehr geringe Geschlechtsunterschiede oder nur für spezifische Delikte mehr Ängste bei Frauen und älteren Menschen fest (Mawby 1988; Pain 1995). Die Zusammenhänge zwischen Kriminalitätsfurcht und diesen Prädiktoren sind also sehr vielfältig und heterogen, und die empirischen Befunde inkonsistent. Häufig gehen sie kaum über die Analyse von Variablenzusammenhängen hinaus. Was fehlt ist eine Perspektive, die es erlaubt, diese heterogenen Resultate in einen systematischen Zusammenhang zu bringen. Grundvoraussetzung hierfür ist allerdings, dass klar wird, was denn eigentlich der Gegenstand der Untersuchung ist.

Meist wird Kriminalitätsfurcht als ein Aspekt von Einstellungen in Bezug auf Kriminalität verstanden. Während *soziale* Kriminalitätseinstellungen eher gesellschaftliche Anschauungen und politische Auffassungen wie beispielsweise Sanktionseinstellungen oder die Einschätzung allgemeiner Kriminalitätstrends umfassen, lassen sich die *personalen* Kriminalitätseinstellungen, zu denen Kriminalitätsfurcht gerechnet wird, in drei verschiedene Dimensionen differenzieren. Dies ist zum einen die affektive Komponente, also die Kriminalitätsfurcht im engeren Sinne, zum zweiten die kognitive Dimension, das heißt die Einschätzungen der Kriminalitätsentwicklung sowie des persönlichen Viktimisierungsrisikos, und schließlich die konative Dimension, also das kriminalitätsrelevante Vermeide- und Schutzverhalten (zur Unterscheidung zwischen personaler und sozialer Kriminalitätsfurcht vgl. Boers 1991; Skogan 1993). Der Zusammenhang dieser drei Dimensionen ist allerdings häufig nicht klar. So gehen sie in Untersuchungen oftmals als voneinander unabhängige Variablen ein, wobei die kognitive und die konative Dimension dann eher als Begleit- bzw. Folgeerscheinungen von Furcht aufgefasst wird, die im Zentrum der meisten Theorien und Abhandlungen zur Kriminalitätsfurcht steht.

Auch hierzu mangelt es an einer theoretischen Perspektive, die geeignet ist, die verschiedenen Dimensionen in einem Zusammenhang zu erklären. In diesem Beitrag soll der Versuch gemacht werden, die verschiedenen Facetten von Kriminalitätsfurcht als Stressprozess aufzufassen. Hierfür scheint der Ansatz von R. S. Lazarus geeignet, da in ihm insbesondere auch Aspekte der Interpretation von Ereignissen mit Reaktionen verknüpft werden. Die Interpretation von Ereignissen als Sicherheitsproblem oder als mit Kriminalität verbunden lässt sich in dieser Weise als Stressprozess auffassen, der über die Wahrnehmung und Bewertung der eigenen personalen und sozialen Ressourcen und Bewältigungskapazitäten zu Stressreaktionen führen kann.

Dieses Modell wird anhand von Daten einer Untersuchung zur Kriminalitätsfurcht in Bielefeld überprüft. Dabei geht es um die Frage, durch welche Bedingungen sich die verschiedenen Dimensionen personaler Kriminalitätseinstellungen erklären lassen. Zunächst muss dazu allerdings kurz erläutert werden, was genau unter Kriminalitätsfurcht verstanden wird und worin die besonderen Schwierigkeiten ihrer empirischen Untersuchung liegen.

2. Kriminalitätsfurcht als personale Kriminalitätseinstellung

Die Konzeptualisierungen und Operationalisierungen des Gegenstands gehen weit auseinander, so dass teilweise unklar ist, ob überhaupt Kriminalitätsfurcht gemessen wird oder doch ein anderes Konzept (vgl. Hough 1995). So bemerkt Hale sehr treffend, dass ein theoretisches wie empirisches Chaos innerhalb der Kriminalitätsfurcht-Forschung an der Tagesordnung ist (Hale 1993: 13). Zunächst einmal ist dieses „Chaos“ sicherlich darin begründet, dass Furcht und Angst wie andere emotionale Zustände schwer zu definieren und zu messen sind, weshalb teilweise dazu übergegangen wurde, eher Einstellungen oder Risikowahrnehmungen zu erheben. Allein die Unterschiede zwischen Furcht und Angst spielen eine nicht zu vernachlässigende Rolle, schliesslich dürfen die beiden Begriffe und Konzepte keinesfalls synonym verwendet werden: Angst und Furcht unterscheiden sich vor allem danach, „ob man von einer (antizipierten) Gefahr – wie beispielsweise beim unverhofften Zusammentreffen mit einem häuslichen Einbrecher – unmittelbar betroffen wird bzw. ihr hilflos gegenübersteht, sich die Gefahrensituation also mehrdeutig und ungewiss darstellt (Angst), oder ob man glaubt, – wie beispielsweise durch Meiden menschenleerer nächtlicher U-Bahnhöfe – die antizipierte Gefahrenquelle lokalisieren und durch Gegenmaßnahmen kontrollieren zu können (Furcht)“ (Boers 1991: 42 f.). Angst zeigt sich also eher diffus und zieht Hilflosigkeit nach sich, während Furcht demgegenüber eher auf ein genau differenziertes „Ziel“ gerichtet ist. Verschiedene Konzepte werden genutzt, ohne subtile Differenzen ausreichend zu berücksichtigen, und so merkt Fattah an: „One encounters references to fear, fright, anxiety, worry, feelings of safety, feelings of security/insecurity as if they were all one and the same“ (Fattah 1993: 45 f.), und Ferraro und LaGrange stellen gar die Nützlichkeit des Begriffs Kriminalitätsfurcht völlig in Zweifel: „The phrase fear of crime has acquired so many divergent meanings that its current utility is negligible.“ (Ferraro/LaGrange 1987).

Doch trotz aller Kontroversen sind einige häufig genutzte Differenzierungen auszumachen. Oftmals (so auch in dieser Untersuchung) wird die Differenzierung in affektive, kognitive und konative Einstellungskomponenten dem sozialpsychologischen Attitüdenkonzept entnommen. Hier wird davon ausgegangen, dass die Kriminalitätsfurcht lediglich die affektive Dimension der personalen Kriminalitätseinstellungen darstellt, während die kognitive Ebene durch Einschätzungen der Kriminalitätsentwicklung oder des persönlichen Viktimisierungsrisikos und die konative

Ebene durch kriminalitätsrelevantes Verhalten, also durch Schutz- und Vermeidungsverhalten repräsentiert wird.

2.1 Die kognitive Dimension personaler Kriminalitätseinstellungen

Die kognitive Dimension der personalen Kriminalitätseinstellungen bezieht sich auf die subjektive Einschätzung von Kriminalitätsraten und persönlichem Opferisiko. Es wird davon ausgegangen, dass die Einschätzung einer gewissen Wahrscheinlichkeit, Opfer einer Straftat zu werden, konstitutiv für Kriminalitätsfurcht ist. So meinen Greve und andere: „Eine Person, die sicher ist, dass sie persönlich niemals Opfer eines bestimmten Delikts werden kann, wird davor auch keine Angst haben.“ (Greve et al. 1996: 44). Allerdings könnte dies auch umgekehrt gelten: Möglicherweise gehen furchtsame Menschen eher von gestiegener Kriminalität aus als Menschen, die keine oder nur sehr wenig Kriminalitätsfurcht zeigen.

Der empirische Nachweis einer Beziehung zwischen diesen kognitiven Maßen und Kriminalitätsfurcht ist allerdings bislang eher schwach (Baumer 1985). Offenbar können Menschen sehr wohl Gefahren wahrnehmen, ohne dass sie sich zwangsläufig davor fürchten müssen. Wenn es darum geht, die Kriminalitätsentwicklung einzuschätzen, ist dies eine relativ unpersönliche Frage, die den Befragten nicht unbedingt direkt betrifft. Hier können psychologische „Verteidigungsmechanismen“ greifen, indem zwar andere als von erhöhter Kriminalität bedroht gesehen werden, man selbst jedoch nicht. In die gleiche Richtung gehen Befunde, dass die Kriminalität im eigenen Wohnumfeld, ungeachtet der tatsächlich vorhandenen Kriminalität, durchgehend als geringer eingestuft wird als in anderen Stadtteilen (vgl. Kury et al. 1992).

2.2 Die affektive Dimension

Die affektive oder emotionale Dimension der personalen Kriminalitätseinstellungen betrifft das (Un-)Sicherheitsgefühl der Befragten. Viele Studien zur Kriminalitätsfurcht verwenden nur eine einzige Frage, um zu erheben, wie sicher sich die Untersuchungsteilnehmer fühlten (etwa: „Wie sicher fühlen Sie sich, wenn Sie bei Dunkelheit allein in Ihrer Nachbarschaft unterwegs sind?“). Kritik an diesem „globalen Maß“ wurde jedoch schnell geäußert (vgl. Fattah/ Sacco 1989; Finley 1983; Kerner 1980). Zum einen ist die Validität der so erhobenen Daten zweifelhaft, da das Maß nur aus einem einzigen Item besteht, zum anderen wird Kriminalität in dem Item nicht explizit erwähnt, so dass Garofalo (1979: 92) anmerkte, dass es möglich ist, dass die Befragten ihre Nachbarschaft z.B. wegen unsicheren und unbeleuchteten Gehwegen oder nicht angeleiteten Hunden als unsicher ansehen, aber nicht weil sie Furcht vor Kriminalität hätten. Reuband konnte jedoch zeigen, dass sich die Standardfrage sehr wohl überwiegend auf Kriminalität bezieht und Aspekte wie die Angst vor der Dunkelheit oder dem Alleinsein nur eine sehr untergeordnete Rolle spielen: „Die Befragten verstehen die Frage als eine zur Kriminalität, besonders der Gewaltkriminalität, wie vertiefende Studien belegen, und sie korre-

liert eng mit anderen Indikatoren für affektive Kriminalitätsfurcht, lädt mit ihnen auf einem Faktor.“ (Reuband 2000). Es muss also nicht unbedingt darauf verzichtet werden, den sogenannten Standardindikator einzusetzen.

Ein größeres Problem ist allerdings darin zu sehen, dass zu wenig zwischen Delikttypen differenziert wird, also eher „globale“ als „spezifische Maße“ erhoben werden (vgl. Farrall et al. 1997; Fattah 1993). Empirischen Befunden zufolge kann davon ausgegangen werden, dass die Reaktionen auf verschiedene Delikttypen unterschiedlich ausfallen; dass beispielsweise Frauen eher Vergewaltigungen und Missbrauchsdelikte, dagegen alte Menschen eher Einbrüche und Belästigungen fürchten (Mawby 1988). Die so genannte Standardfrage schließt etwa Einbruchsdelikte aus, die mit einer starken emotionalen Beeinträchtigung einhergehen können. Warr (1984) hebt besonders die Vergewaltigungsfurcht vieler Frauen hervor, um die Deliktspezifität der Kriminalitätsfurcht zu betonen: „There can be little doubt, then, that rape occupies a central place in the fears of many women. The use of an omnibus measure of fear (...) does not permit us to isolate the unique effect of rape in producing differential sensitivity to risk among men and women.“ (Warr 1984: 700). Es ist also dringend anzuraten, zusätzlich weitere Items zur Erfassung der Kriminalitätsfurcht einzusetzen, die zwischen verschiedenen Situationen und furchtauslösenden Viktimisierungsvorstellungen differenzieren.

2.3 Die konative Dimension

Unter der konativen Dimension der personalen Kriminalitätseinstellungen werden Verhaltensweisen und Vorkehrungen zur Abwehr von und zum Schutz vor Kriminalität erfasst. Zum einen wird nach Verhaltensweisen gefragt, die Distanz zu kriminogenen Personen und Situationen erzeugen sollen, zum anderen wird nach Sicherheitsvorkehrungen gefragt, die den Haushalt gegen Viktimisierungen schützen sollen. Lazarus und Lazarus gehen davon aus, dass sich Furcht im Verhalten niederschlägt (Lazarus/Lazarus 1994) und auch Fattah und Sacco meinen, dass sich Verhaltensmaße besonders gut zur Erfassung von Kriminalitätsfurcht eignen: „If actions speak louder than words, behavioral measures may provide more meaningful indicators of public fear than do perceptual indicators.“ (Fattah/Sacco 1989: 210). Fraglich ist jedoch, ob mit diesen Verhaltensweisen nicht vielmehr ein *Effekt* von Angst gemessen wird als eine *Form* von Angst – so ist ein bestimmtes Verhalten nicht zwangsläufig eine Manifestation von Angst, sondern eher eine ihrer Konsequenzen.

3. Ansätze zur Erklärung der Kriminalitätsfurcht

In den zahlreichen Studien zur Kriminalitätsfurcht lassen sich grob vier Perspektiven unterscheiden, die jeweils unterschiedliche Aspekte und Faktoren in den Vordergrund stellen: die Viktimisierungsperspektive und das Konzept der Vulnerabilität beziehen sich auf die Auswirkungen und Verarbeitung von Erfahrungen mit

Kriminalität; die Perspektive der sozialen Kontrolle stellt demgegenüber die sozialen Belastungen und Ressourcen im sozialen (Wohn-)Umfeld in den Vordergrund, und die Perspektive sozialer Probleme thematisiert die Bedeutung öffentlicher und massenmedialer Diskurse für die Konstruktion von Kriminalitätsfurcht (vgl. Boers 1993).

3.1 Die Viktimisierungsperspektive

Der Viktimisierungsansatz wurde seit den 1960er und 1970er Jahren in vielen Untersuchungen geprüft (Fitzpatrick/LaGory/Ritchey 1993; Hough 1985). Ausgangspunkt dieser Perspektive ist die persönliche – direkte oder mittelbare – Opfererfahrung. Es wird also davon ausgegangen, dass Kriminalitätsfurcht auf Erfahrungen individueller Opferwerdung basiert. Unterschieden wird hier zwischen Erfahrungen, die man selbst persönlich macht (direkte Viktimisierung) und Erfahrungen anderer, die einem bekannt sind (mittelbare Viktimisierung).

Friedberg geht davon aus: „If you have been the victim of crime, you are clearly going to be more fearful of another incident.“ (Friedberg 1983: 50). Doch so einfach stellt sich die Beziehung zwischen Opferwerdung und Kriminalitätsfurcht keinesfalls dar, denn von einer empirischen Bestätigung der Viktimisierungsperspektive kann keine Rede sein. In den meisten Untersuchungen wurde gar kein oder nur ein sehr geringer Zusammenhang zwischen persönlicher Opferwerdung und Kriminalitätsfurcht gefunden (Boers 1991; Hale 1996; Hough 1995; Reuband 1999a). Unterschiede zwischen Opfern und Nicht-Opfern ergeben sich, wenn überhaupt, nur bei einer Differenzierung nach Deliktarten. So zeigen die Opfer von Eigentumsdelikten sogar weniger Kriminalitätsfurcht als Nichtopfer, während Opfer so genannter „personal crimes“ (dies sind vor allem Gewaltdelikte) sich im Ausmaß der geäußerten Kriminalitätsfurcht nur unwesentlich von Nichtopfern unterscheiden (Maxfield 1984). Festzuhalten bleibt also, dass persönliche Opfererfahrungen nicht generell zu einer Erhöhung der Kriminalitätsfurcht führen (vgl. Winkel 1998: 481).

Kann ein direkter Zusammenhang zwischen Opfererfahrungen und Kriminalitätsfurcht also bezweifelt werden, so zeigen aber einige Untersuchungen relativ starke Einflüsse von Opfererfahrungen auf den kognitiven Aspekt personaler Kriminalitätseinstellungen, d.h. auf die Einschätzung des persönlichen Viktimisierungsrisikos und die Beurteilung der Kriminalitätsentwicklung im eigenen Wohngebiet (Hough 1995; Kerner 1980). Opfer von Kriminalität schätzen demnach ihr eigenes Viktimisierungsrisiko höher ein und gehen eher davon aus, dass die Kriminalität gestiegen ist. Eine Langzeitstudie schränkt diese Befunde allerdings ein, da der Effekt nur relativ kurzlebig zu sein scheint (Winkel 1998). Ein weiterer Einfluss von Opfererfahrungen auf personale Kriminalitätseinstellungen wird beim Vermeide- und Schutzverhalten deutlich: der Zusammenhang stellt sich hier eindeutig delikt-spezifisch dar. Opfer von Gewaltdelikten zeigen vermehrt Vermeideverhalten (Hindelang et al. 1978), während Einbruchs-Opfer eher Investitionen in

den Haushaltsschutz tätigen (DuBow et al. 1979). In beiden Fällen manifestiert sich also eine rationale Strategie, das Risiko weiterer Viktimisierungen zu minimieren.

Zeigte sich generell kein Einfluss *direkter* Opfererfahrungen auf das Ausmaß geäußelter Kriminalitätsfurcht, stellt es sich bei den *mittelbaren* Opfererfahrungen anders dar. Mittelbare Opfererfahrungen beziehen sich auf die Kenntnis, dass andere Menschen im Freundes-, Bekannten- oder Verwandtenkreis Opfer eines Delikts wurden. Die Annahme, dass „informelle Kommunikation über kriminalitätsrelevante Ereignisse als vermittelnder Faktor dient“ (Boers 1991: 78), war schon während der Anfänge der Kriminalitätsfurcht-Forschung weit verbreitet (Conklin 1971) und fand weitestgehend empirische Bestätigung (Maxfield 1984).

Vulnerabilität und die Verfügbarkeit von Ressourcen

Die Verarbeitung von Opfererfahrungen und die Entwicklung personaler Kriminalitätseinstellungen ist kein isolierter Akt, sondern eingebunden in individuelle Erfahrungen und verbunden mit der Verfügbarkeit emotionaler, physischer und sozialer Ressourcen sowie mit der spezifischen Verletzbarkeit und der Einschätzung individueller Bewältigungskompetenzen. Insbesondere das Konzept der Vulnerabilität wurde häufig verwendet, um das bereits angesprochene Kriminalitätsfurcht-Paradox aufzuschlüsseln. Der Befund, dass Frauen und ältere Menschen mehr Kriminalitätsfurcht zeigen, obwohl sie tatsächlich seltener Opfer werden, wird mit ihrer größeren Verletzbarkeit erklärt (Killias 1990).

Vulnerabilität bezeichnet das Ausmaß der Verletzlichkeit, das Individuen im Hinblick auf eine mögliche Opferwerdung empfinden. Hiermit ist aber nicht nur, wie Reuband anführt, die direkte und unmittelbare Verletzlichkeit in einer Situation gemeint, sondern auch die Art und Weise, wie mit den erfahrenen Verlusten und Ängsten umgegangen werden kann: „Vulnerabilität bedeutet eine Verletzlichkeit, die durch geringe Abwehrmöglichkeiten und Beeinträchtigung durch Delikte geprägt ist.“ (Reuband 1999a: 15). Es spielt also nicht nur eine Rolle, ob ein Individuum in einer bedrohlichen Situation *direkt* verletzlich ist, sondern auch, ob Möglichkeiten bestehen, die erlittenen Schäden wieder aufzufangen und auszugleichen. Diese Prozesse werden im Rahmen der Stressforschung als Coping-Prozesse bezeichnet. Die Hypothese konnte weitestgehend empirisch bestätigt werden (Gilchrist et al. 1998; Hough 1995; speziell für Frauen: Killias 1990; speziell für Ältere: Boers/Kurz 1999; Greve et al. 1996).

In Anlehnung an Skogan und Maxfield werden allgemein zwei Bereiche von Coping-Ressourcen unterschieden: zum einen sind dies personale Ressourcen, die sich in physische und psychische Faktoren aufgliedern, zum anderen soziale Ressourcen (Skogan/Maxfield 1981: 69 f). Als wichtigste Indikatoren stellen sich hier die körperlichen Abwehrfähigkeiten, der soziale Status und die erwartbare soziale Unterstützung dar. Vor allem Personen, die über eingeschränkte körperliche Abwehrmöglichkeiten verfügen, sehen sich eher als potenzielle Opfer und fühlen sich im Hinblick auf „gefährliche“ Situationen verletzlicher (Skogan/Maxfield 1981: 96 ff.). Hiermit ist also weniger die tatsächlich vorhandene Fähigkeit gemeint, sich

krimineller Angriffe zu erwehren, sondern entscheidend sind die subjektiv wahrgenommenen Coping-Fähigkeiten, d.h. die *Vorstellung* sich gegen Kriminalität und deren Folgen schützen zu können.

3.2 Die Perspektive der sozialen Kontrolle

Im Mittelpunkt dieser Perspektive steht die Frage, inwieweit das Ausmaß informeller sozialer Kontrolle die Kriminalitätsfurcht beeinflusst (Lewis/Salem 1986). Ausgangspunkt dieser Überlegungen ist die Annahme, dass soziale Desorganisation in der Wohngegend nicht nur das Ausmaß der Kriminalität beeinflusst, sondern auch von Bedeutung für die Kriminalitätsfurcht ist. Von besonderem Interesse sind hier die so genannten „signs of incivility“, die Anzeichen sozialer Desorganisation (vgl. Hohage in diesem Heft). Dies sind zum einen Anzeichen von Drogenkonsum, Prostitution und Obdachlosigkeit, aber auch Manifestationen urbanen Verfalls, beispielsweise ungenutzte Fabrikgebäude oder leerstehende und verfallene Häuser (Lewis/Salem 1986; Skogan/Maxfield 1981).

Lewis und Salem nehmen an, dass die Phänomene des sozialen Verfalls dazu führen, dass die soziale Ordnung insgesamt als gefährdet angesehen wird und damit auch die Kontrolle als niedrig: incivilities „suggest that the organization of the community is in disarray.“ (Lewis/Salem 1986: 24). Diese Vorstellung löst wiederum ein generelles Unsicherheitsgefühl aus. Von zentraler Bedeutung sind in diesem Zusammenhang die Ressourcen der sozialen Kontrolle im Nachbarschaftskontext, die Sicherheit und Unterstützung bieten: „perceptions of increased neighbourhood cohesion tend to decrease the level of fear of crime.“ (Borooah/Carcach 1997: 642; vgl. Lewis/Salem 1986). Dieser Ansatz von Lewis und Salem hat sich als fruchtbar erwiesen, denn „in diesem Erklärungszusammenhang wird ein leerstehendes Gebäude nicht gleich zu einem Ort möglicher Verbrechen, sondern es wird zunächst zu einem Symptom für einen Verfall bestimmter Wertvorstellungen, aus dem dann wieder Schlüsse auf andere, im Zusammenhang mit einem derartigen Verfall befürchtete Phänomene wie z.B. Verbrechen gezogen werden. Ein derartiger Ansatz liefert Erklärungsmöglichkeiten für den Einfluss der Wahrnehmung von Anzeichen sozialer Probleme auf die Entstehung von Kriminalitätsfurcht auch dort, wo die Kriminalität selber kaum in Erscheinung tritt.“ (Killian 1988: 40).

Empirische Untersuchungen berichten von einem positiven Zusammenhang zwischen *signs of incivility* und Kriminalitätsfurcht (vgl. Borooah/Carcach 1997), zum Teil allerdings nur in moderater Stärke (Lewis/Salem 1986). Wesentlich stärkere Einflüsse der Anzeichen sozialen Verfalls scheinen im Hinblick auf die kognitive Dimension der personalen Kriminalitätseinstellungen, also auf die Einschätzung des persönlichen Viktimisierungsrisikos und der Kriminalitätsentwicklung, zu bestehen (Lewis/Salem 1986; siehe auch Hohage in diesem Heft).

3.3 *Die Perspektive der sozialen Probleme*

Die meisten Untersuchungen innerhalb dieses Ansatzes beschäftigen sich vor allem mit der Annahme, dass Kriminalitätsfurcht aus der Kriminalitätsberichterstattung der Massenmedien resultiert (vgl. Kuttschreuter/Wiegman 1998). Es wird angenommen, dass über öffentliche Diskurse Kriminalität skandalisiert und thematisiert wird und allgemeine soziale Verunsicherungen auf Kriminalitätsfurcht gelenkt wird (Boers 1993: 73). Angesichts der methodischen Probleme z.B. der Massenmediawirkungsforschung sind die Ergebnisse hierzu äußerst uneinheitlich (vgl. z.B. Boers 1991; Killias 1982; Kunczik 1993). Diese Perspektive steht in dieser empirischen Untersuchung nicht im Vordergrund, daher soll auf eine weitere Diskussion verzichtet werden.

3.4 *Kriminalitätsfurcht als Stress – Ein Integrationsmodell*

Fasst man die Ergebnisse dieses Überblicks zusammen, so wird deutlich, dass in den Ansätzen jeweils spezifische Bedingungen in den Vordergrund gestellt werden, deren empirische Bedeutung sich aber für die verschiedenen Dimensionen persönlicher Kriminalitätseinstellungen jeweils sehr unterschiedlich darstellt. Es ist jedoch auch deutlich geworden, dass diese Ansätze nicht als konkurrierend betrachtet werden können, sondern sich gegenseitig ergänzen. Dabei können die verschiedenen jeweils isoliert betrachteten Bedingungen als Aspekte eines Stressprozesses interpretiert werden, für den das Appraisal-Modell von Richard Lazarus und Kolleginnen (Lazarus/Folkman 1984) entwickelt wurde. Die Autoren interpretieren Emotionen als Folge von kognitiven Bewertungsschritten: Angst bzw. Furcht wird hier als eine Form psychischen Stresses gesehen. Furcht entsteht nämlich dann, wenn Situationen als gefährlich und gleichzeitig die Ressourcen zur Gefahrenabwehr als unzureichend eingeschätzt werden. Die Anwendung dieses Ansatzes auf die Erklärung der Kriminalitätsfurcht scheint so offensichtlich, dass es erstaunt, wie wenige Autoren dieses Konzept anwenden. Nicht nur die Differenzierung in kognitive, affektive und konative Dimension kann übertragen werden, auch die verschiedenen vorgestellten Erklärungsansätze und Konstrukte können hier verknüpft werden.

Lazarus' kognitiv-phänomenologischer Ansatz beschäftigt sich mit den Entstehungsbedingungen und Folgen psychischen Stresses. Angst und Furcht werden im Rahmen dieser Theorie wie andere vergleichbare emotionale Zustände als Formen psychischen Stresses verstanden. Im Mittelpunkt seines Ansatzes steht für Lazarus die Annahme, dass Emotionen durch zwei Bewertungsschritte („appraisals“) hervorgerufen werden (Lazarus/Folkman 1984). Zunächst wird die „subjektive Bedeutsamkeit der situativen Anforderungen“ (Jerusalem 1990: 8) überprüft, d.h. dass Situationen danach eingeschätzt werden, ob sie persönlich bedeutsam sind („primary appraisal“). Die Überprüfung der Situation kann die folgenden drei Ergebnisse erbringen: die Situation kann als persönlich irrelevant, als angenehm-positiv oder als stressrelevant eingeschätzt werden (vg. Lazarus/Launier 1978). Stressrelevante Situationen sind vor allem dadurch gekennzeichnet, dass das Individuum Verluste

fürchten muss, wenn es diese Situation nicht bewältigen kann, gleichzeitig jedoch das „Kräfteverhältnis zwischen Person und Situation als unklar bzw. zuungunsten der Person tendierend beurteilt (wird)“ (Jerusalem 1990: 8).

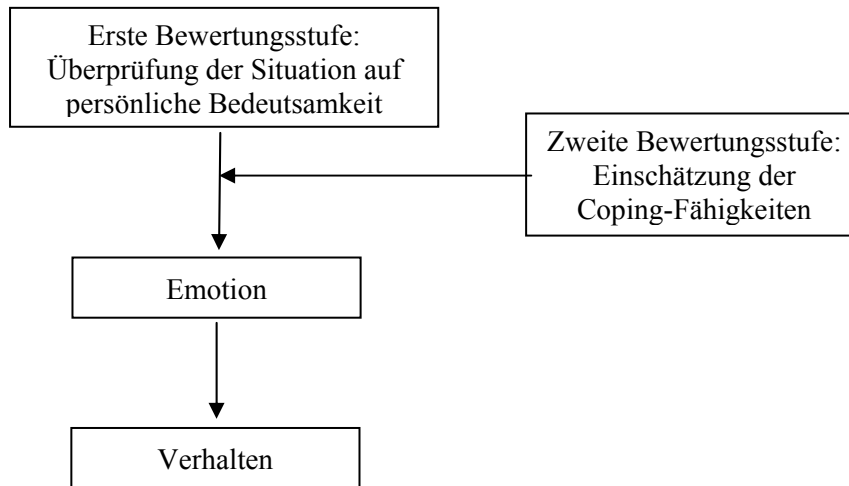
In einem zweiten Bewertungsprozess wird nach verfügbaren und adäquaten Ressourcen gesucht, um die Situation zu bewältigen („secondary appraisal“). In diesem Prozess laufen verschiedene Kalkulationen gleichzeitig ab: „It is a complex evaluative process that takes into account which coping options are available, the likelihood that a given coping option will accomplish what it is supposed to, and the likelihood that one can apply a particular strategy or set of strategies effectively.“ (Lazarus/Folkman 1984: 35; vgl. Folkman/Lazarus 1985). Im Rahmen dieser Überlegungen werden je nach stressrelevanter Situation verschiedenste Ressourcen berücksichtigt: dies können physische, psychische oder soziale Fähigkeiten sowie die soziale Unterstützung sein (vgl. Jerusalem 1990). Die Unterscheidung in zwei Bewertungsprozesse ist allerdings nicht chronologisch; die Bewertungen laufen nicht zwingend zeitlich voneinander getrennt ab, sondern sie sind „in einem transaktionalen Sinne miteinander verbunden“ (Jerusalem 1990: 12). So entscheidet die eingeschätzte Bewältigungskompetenz zum Teil bereits darüber, ob eine Situation als stressrelevant eingestuft wird oder nicht.

Der Stress, der dadurch entsteht, dass eine Situation als bedrohlich eingestuft wird und gleichzeitig die Ressourcen zur Situationsbewältigung als unzureichend eingeschätzt werden, kann sich in verschiedenen emotionalen Zuständen ausdrücken: je nach stressrelevanter Situation können Furcht, Angst, Ärger, Wut oder Scham resultieren (Lazarus/Folkman 1984: 30). Hier wird bereits deutlich, dass die Reduktion auf Kriminalitätsfurcht möglicherweise eine ungerechtfertigte Einschränkung der Fragestellung bedeuten kann (vgl. Farrall et al. 2000, 2004). Schließlich manifestiert sich die jeweilige Emotion in Verhalten.

Wendet man die erläuterten Bewertungsprozesse auf die Entstehung der Kriminalitätsfurcht an, so ergibt sich folgendes Bild (Abbildung 1): in einem ersten Schritt wird eingeschätzt, ob eine reale oder vorgestellte Situation für das Individuum als Gefahr betrachtet wird. Hier geht es also um die persönliche Risikoeinschätzung. In einem zweiten Schritt geht es dann um die Einschätzung der eigenen Fähigkeiten, mit der wahrgenommenen Gefahr umzugehen, mit ihr „fertig zu werden“. Zur Furchtreaktion kommt es genau dann, wenn die eigenen Coping-Fähigkeiten als zur Gefahrenbeseitigung unzureichend eingeschätzt werden (Lazarus/Launier 1978). Wichtig erscheint hier, dass Kognitionen entscheidend für die Entstehung von Kriminalitätsfurcht sind: „Angesichts der bisherigen Überlegungen lässt sich Kriminalitätsfurcht definieren als das Ergebnis eines kognitiven Bewertungsprozesses, in dessen Verlauf ein Individuum bestimmte Umwelteindrücke als Anzeichen dafür interpretiert, dass ihm Gefahr durch einen kriminellen Angriff droht, und indem es gleichzeitig seine Möglichkeiten einschätzt, die drohende Gefahr bzw. deren erwartete negative Folgen abzuwehren.“ (Killian 1988: 23; vgl. Boers 1991). Wovon hängt es aber nun ab, dass eine Situation als gefährlich interpretiert wird und die persönlichen Coping-Fähigkeiten als unzureichend bewertet

werden? Hier bietet sich die Möglichkeit, alle bereits vorgestellten Erklärungsansätze und Faktoren zu verknüpfen.

Abbildung 1: *Das Appraisal-Modell nach Lazarus*

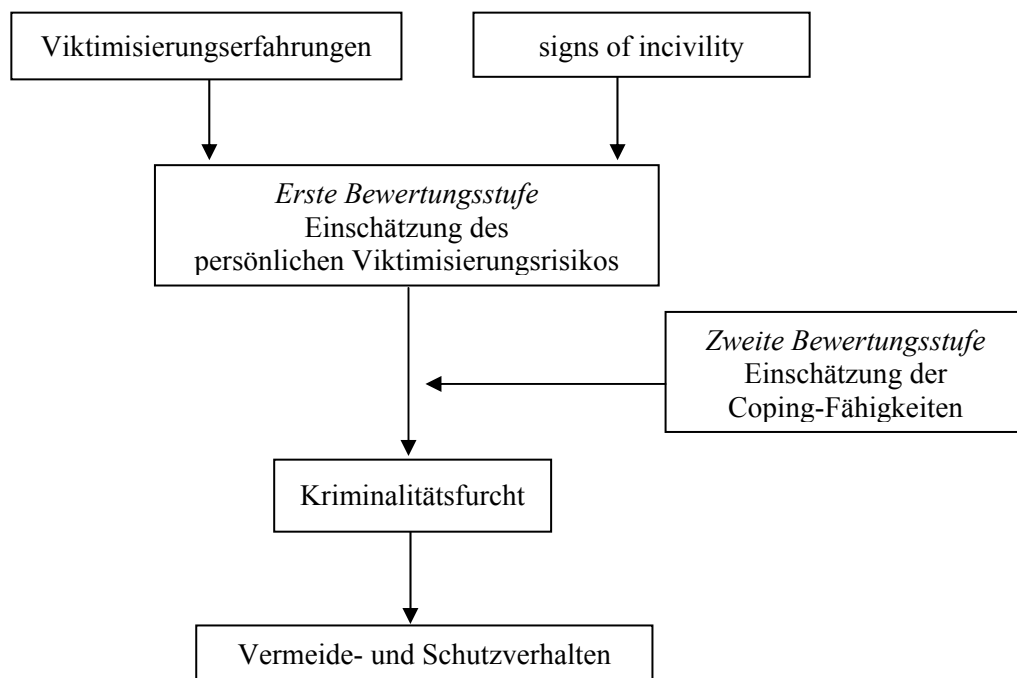


Bei der Bewertung und Einschätzung der Gefährlichkeit von Situationen spielen vor allem direkte und indirekte Erfahrungen mit Kriminalität eine Rolle, seien dies direkte oder vermittelte Viktimisierungserfahrungen, eigene Beobachtungen krimineller Handlungen, Kommunikation mit Freunden über Kriminalität oder Berichterstattungen der Massenmedien. Zum anderen führen bestimmte Anzeichen sozialer Desorganisation dazu, dass Situationen oder räumliche Kontexte als gefährlich bewertet werden. Signs of incivility können somit als Stressoren gewertet werden, die die Einschätzung der Gefährlichkeit von Situationen maßgeblich beeinflussen. Die Bewertung der Coping-Fähigkeiten hängt hingegen vor allem von den Charakteristika des Individuums ab: dies sind vor allem physiologische, aber auch psychologische und soziodemographische Merkmale sowie das soziale Netzwerk.

Wird nun die kognitive Stresstheorie auf die hier verwendete Differenzierung in affektive, kognitive und konative Dimensionen personaler Kriminalitätseinstellungen in Lichte der dargestellten Erklärungsansätze angewendet, so ergibt sich folgendes Bild: in einem ersten Schritt gelangt das Individuum zu einer subjektiven Einschätzung seines Viktimisierungsrisikos. Die kognitive Dimension personaler Kriminalitätseinstellungen stellt also die so genannte erste Bewertung („primary appraisal“) dar. Diese Einschätzung wird vor allem durch direkte oder mittelbare Viktimisierungserfahrungen und durch in der Nachbarschaft wahrgenommene Anzeichen sozialen Verfalls bestimmt. In einem zweiten Schritt bewertet das Individuum nun seine Möglichkeiten, mit der wahrgenommenen Gefahr adäquat umzugehen („secondary appraisal“). Dies geschieht vor allem durch die Einschätzung der körperlichen Abwehrfähigkeiten. Kommt das Individuum hier zu dem Ergebnis, seine Coping-Fähigkeiten seien zur Gefahrenbeseitigung unzureichend ausge-

bildet, wird es mit einer Emotion reagieren, es wird also Kriminalitätsfurcht zeigen (die affektive Dimension personaler Kriminalitätseinstellungen). Die Coping-Bewertung fungiert also als Vermittler „zwischen der Wahrnehmung von Umweltgefahren einerseits und emotionaler Reaktion andererseits“ (Boers/Kurz 1999: 8). Die Kriminalitätsfurcht wird sich abschließend in einer spezifischen Verhaltensreaktion manifestieren: im Vermeide- und Schutzverhalten (die konative Dimension personaler Kriminalitätseinstellungen). Individuen, die meinen, sich in gefährlichen Situationen nicht erfolgreich zur Wehr setzen zu können, werden versuchen, diese Situationen zu umgehen oder sich durch Vorkehrungen zu schützen.

Abbildung 2: Ein Stressmodell zur Entstehung von Kriminalitätsfurcht



4. Empirische Überprüfung des Modells

Die Daten, auf denen die nachfolgenden Auswertungen beruhen, wurden im Rahmen eines Lehrforschungsprojekts der soziologischen Fakultät der Universität Bielefeld erhoben. Im Jahre 1999 wurden insgesamt 564 Bielefelder Bürgerinnen und Bürger mittels standardisiertem Fragebogen befragt. Im Rahmen der Untersuchung wurden die verschiedenen Dimensionen der personalen Kriminalitätseinstellungen durch jeweils mehrere Items erfasst (zur exakten Formulierung s. Anhang sowie Hohage in diesem Heft). Zur Erfassung der kognitiven Dimension wurden die Befragten um eine Einschätzung der Kriminalität in ihrer Nachbarschaft und in der Stadt Bielefeld gebeten. Zudem wurde das subjektive Kriminalitätsrisiko bezogen

auf verschiedene Delikte erhoben. Zur Erhebung der affektiven Dimension wurden neben der „Standardfrage“ zwei Items verwendet, die die Angst der Befragten, in ihrer eigenen Wohnung von einem Einbrecher überrascht zu werden sowie die Angst, abends allein mit der Straßenbahn zu fahren, erfassen. Um schließlich die konative Dimension der personalen Kriminalitätseinstellungen zu erfassen, wurden fünf Items mit Bezug zum persönlichen Vermeide- und Schutzverhalten verwendet.

Der folgende Abschnitt bietet einen Überblick über die Ergebnisse der Untersuchung, in der das vorgestellte Modell zur Erklärung der Kriminalitätsfurcht getestet wurde. Kann Kriminalitätsfurcht tatsächlich als eine Form psychischen Stressses interpretiert werden? Lassen sich die kognitiven Bewertungsstufen, wie sie von Lazarus und anderen im Rahmen ihrer Stresstheorie verwendet werden, auch im Prozess der Entstehung von Kriminalitätsfurcht identifizieren? Was führt dazu, dass Kriminalität zu einem persönlich relevanten Faktor wird, der das Leben der Menschen beeinträchtigt und beeinflusst? Welche Variablen beeinflussen, wie die Kriminalitätsentwicklung wahrgenommen wird?

4.1 Dimensionen der personalen Kriminalitätseinstellungen im Vergleich

Die kognitive Dimension – Risikoeinschätzung

Die persönliche Risikoeinschätzung kann mit den hier verwendeten Modellen kaum hinreichend erklärt werden. So liegt der Anteil erklärter Varianz bei beiden Modellen nicht über 13 Prozent und die Zusammenhänge sind insgesamt eher schwach.

Tabelle 1: *Multiple Regressionen auf die Riskoeinschätzungen, Opfer von Eigentums- und Gewaltdelikten zu werden (Beta-Koeffizienten)*

	<i>Opferrisiko Eigentum</i>	<i>Opferrisiko Gewalt</i>
Bildung	-.018	-.162
Alter	-.054	-.128
Geschlecht	.053	.024
Trendeinschätzung Bielefeld	.187	.146
Trendeinschätzung Nachbarschaft	.121	.146
Signs of Incivility	-.017	.007
Integration in die Nachbarschaft	-.063	-.072
Treffen Freunde & Bekannte	.033	-.019
Verlassen auf Hilfe Freunde	-.057	-.049
Anzahl Freunde	-.004	.118
Direkte Opfer-Erfahrung Gewalt	-.026	.045
Direkte Opfer-Erfahrung Eigentum	.141	.084
Mittelbare Opfer-Erfahrung Gewalt	.046	.125
Mittelbare Opfer-Erfahrung Eigentum	.051	.001
Physische Coping-Fähigkeiten	-.095	-.078
R^2	<i>.107</i>	<i>.130</i>

Erwartungsgemäß zeigt sich ein Zusammenhang zwischen allgemeiner Trend- und persönlicher Risikoeinschätzung. Möglicherweise besteht hier aber eine Wechselwirkung bzw ein umgekehrter kausaler Zusammenhang: Personen, die ihr Risiko höher beurteilen, innerhalb der nächsten zwölf Monate Opfer von Sachbeschädigungen, Gewalt- oder Eigentumsdelikten zu werden, schätzen, dass auch die Kriminalität sowohl in ihrer Nachbarschaft als auch in Bielefeld insgesamt gestiegen ist. Neben der Trendeinschätzung spielen Opfererfahrungen eine Rolle, die allerdings deliktspezifisch ausgeprägt sind. Bei der Einschätzung des persönlichen Opferrisikos für eine Körperverletzung zeigt sich ferner ein schwacher Einfluss der Bildung und des Alters: Personen mit geringerer Schulbildung und jüngere Menschen halten hier ihr Risiko für höher.

Die affektive Dimension – die Kriminalitätsfurcht

Die Modelle weisen klar aus, dass in den hier erhobenen Situationen und bei dem Ausmaß der Furcht die physischen Coping-Fähigkeiten, also die Möglichkeiten, einen körperlichen Angriff abwehren zu können, eine besonders wichtige Rolle spielen. Die Tatsache, dass dieser Prädiktor sowohl für eine eher diffuse Angst (also die Angst, bei Dunkelheit allein in der eigenen Nachbarschaft unterwegs zu sein) als auch für sehr situationsspezifische Ängste (also die Angst, abends allein mit der Straßenbahn zu fahren sowie die Furcht, von Einbrechern in der eigenen Wohnung überrascht zu werden) von Bedeutung ist, bestätigt seine generelle Wirkungskraft und ebenso das entwickelte theoretische Modell.

Tabelle 2: *Multiple Regressionen auf die Kriminalitätsfurcht (Beta-Koeffizienten)*

	<i>Furcht allgemein</i>	<i>Furcht Einbrecher</i>	<i>Furcht Straßenbahn</i>
Bildung	-.176	.009	.077
Alter	.083	-.088	-.051
Geschlecht	-.203	-.074	-.323
Trendeinschätzung Bielefeld	.035	.004	.090
Trendeinschätzung Nachbarschaft	.174	.122	.100
Signs of Incivility	.218	.055	.148
Integration in die Nachbarschaft	-.162	-.014	.005
Treffen Freunde & Bekannte	-.001	-.078	.038
Verlassen auf Hilfe Freunde	-.069	-.010	-.014
Anzahl Freunde	-.095	-.055	-.052
Direkte Opfer-Erfahrung Gewalt	-.035	-.020	.017
Direkte Opfer-Erfahrung Eigentum	.070	.121	-.006
Mittelbare Opfer-Erfahrung Gewalt	-.002	.063	-.026
Mittelbare Opfer-Erfahrung Eigentum	.087	-.024	.122
Physische Coping-Fähigkeiten	-.252	-.238	-.226
Risikoeinschätzung Gewalt	.030	-.087	.126
Risikoeinschätzung Eigentum	.006	.241	.061
R^2	.353	.181	.286

Die emotionalen Coping-Ressourcen, insbesondere das soziale Umfeld und langfristige Bewältigungsstrategien, spielen keine Rolle. Dieses Ergebnis ist insofern nicht überraschend, als die Erhebung der affektiven Dimension auf ganz bestimmte Situationen hinweist, die angstbesetzt sind. Wieweit man mit einer solchen Situation fertig werden kann, ist eben auch ein Bestandteil der Situationseinschätzung. Die emotionalen Coping-Ressourcen zielen dagegen auf langfristige Bewältigungsstrategien, die in der angstbesetzten Situation nicht realisiert werden.

Bei zwei der Indikatoren – bei dem durch die Standardfrage erhobenen Sicherheitsgefühl und bei der Angst, abends allein mit der Straßenbahn zu fahren – gibt es deutliche geschlechtsspezifische Unterschiede: Frauen fürchten sich hier mehr. Dieses Ergebnis kann zum einen als zusätzlicher Indikator für als unzureichend wahrgenommene Coping-Fähigkeiten interpretiert werden, die nicht völlig durch den Prädiktor abgedeckt werden. Zum anderen wird hier auch deutlich, dass Frauen unangenehme Situationen wie beispielsweise Belästigungen fürchten, wenn sie sich allein im öffentlichen, ungeschützten Raum bewegen.

Anzeichen des sozialen Verfalls im Bereich des Öffentlichen wahrgenommen sind bedeutsam für diffuse Kriminalitätsfurcht und etwas schwächer auch für die Furcht, abends allein die Straßenbahn zu benutzen, spielen aber keine Rolle für die Furcht vor Einbrechern in der eigenen Wohnung. Es wird deutlich, dass Befragte im Zusammenhang mit den spezifischen Fragen jeweils situations- und kontextspezifische Gefährdungen „aktualisieren“ und insofern sehr deutliche Typisierungen unterschiedlicher Gefährdungssituationen vornehmen. Anzeichen sozialen Verfalls signalisieren im öffentlichen Raum ein Nachlassen der sozialen Kontrolle. Das bestätigt insbesondere die Tatsache, dass die Integration in die Nachbarschaft für die Kriminalitätsfurcht in diesem Umfeld relevant wird.

Die affektive Dimension der personalen Kriminalitätseinstellungen ist mit der kognitiven Seite verbunden. Auch hier wird wiederum deutlich, in welcher Weise die Befragten auf eine spezifische Situation reagieren. Die Einschätzung der Kriminalitätsentwicklung in der Nachbarschaft wird auch nur im Nachbarschaftskontext relevant: bei der Angst, bei Dunkelheit allein im Wohnumfeld unterwegs zu sein und bei Befürchtungen, von Einbrechern in der Wohnung überrascht zu werden. Bei der Angst, abends allein mit der Straßenbahn zu fahren, wird dagegen die persönliche Risikoeinschätzung für das in einer solchen Situation zu erwartende Delikt von Bedeutung: wer sein Risiko, Opfer einer Körperverletzung zu werden, höher einschätzt, fürchtet sich eher davor, abends allein mit der Straßenbahn zu fahren. Das Muster der Prädiktoren in diesen Modellen bestätigt, dass die Einschätzung von Kriminalitätsrisiken keineswegs „irrational“ vorgenommen wird. Die Befragten bringen nämlich mit den Items konkrete Bedrohungen in Verbindung: Eigentums- und Gewaltdelikte. Sie können hier also relativ genau eingrenzen, wovor sie sich fürchten.

Dass es hier eher um die Vorstellung einer Bedrohungssituation geht als um direkte Erfahrungen, ergibt sich aus dem Muster für Opfererfahrungen. Weder sind es die unmittelbar deliktspezifischen, noch zeigen sich Einflüsse von indirekten

und direkten Erfahrungen. Für das mit der Standardfrage erhobene Sicherheitsgefühl spielen Erfahrungen ebenfalls keine Rolle. Dass bei dem Sicherheitsgefühl in der Nachbarschaft die Schulbildung der Befragten ins Spiel kommt, ist vermutlich weniger mit stärker ausgeprägten sozialen Coping-Fähigkeiten zu erklären, sondern es deutet sich hier ein objektiv geringeres Risiko an. Menschen mit höherer Bildung und entsprechend höherem Einkommen sind finanziell eher in der Lage, in sichere Nachbarschaften zu ziehen und damit „objektiv“ weniger gefährdet zu sein.

Die konative Dimension – das Vermeide- und Schutzverhalten

Zwei der Items, die das Vermeideverhalten indizieren, zielen ganz deutlich auf Strategien, sich im öffentlichen Raum sicher zu bewegen, nämlich Jugendlichen auszuweichen und bei Dunkelheit unbelebte Straßen und Plätze zu meiden.

Tabelle 3: *Multiple Regressionen auf das kriminalitätsrelevante Schutz- und Vermeideverhalten (Beta-Koeffizienten)*

	<i>Meiden öffentliche Plätze</i>	<i>Meiden Jugendliche</i>
Bildung	.044	-.068
Alter	.011	-.083
Geschlecht	-.220	-.011
Trendeinschätzung Bielefeld	.112	.213
Trendeinschätzung Nachbarschaft	-.047	-.082
Signs of Incivility	.074	.152
Integration in die Nachbarschaft	.069	.127
Treffen Freunde & Bekannte	-.095	.014
Verlassen auf Hilfe Freunde	-.001	.027
Anzahl Freunde	.041	-.014
Direkte Opfer-Erfahrung Gewalt	-.033	-.045
Direkte Opfer-Erfahrung Eigentum	.022	.083
Mittelbare Opfer-Erfahrung Gewalt	.010	-.015
Mittelbare Opfer-Erfahrung Eigentum	-.051	-.044
Physische Coping-Fähigkeiten	-.109	-.311
Risikoeinschätzung Gewalt	-.024	-.004
Risikoeinschätzung Eigentum	-.004	-.044
Furcht allgemein	.207	.061
Furcht Straßenbahn	.340	.329
Furcht Einbrecher	-.028	-.038
<i>R²</i>	<i>.422</i>	<i>.378</i>

Beim Vergleich der Modelle ergibt sich als konsistentes Muster zunächst, dass Ängste – also die affektive Dimension der personalen Kriminalitätseinstellungen – das Vermeideverhalten deutlich bestimmen: die Angst, abends allein mit der Straßenbahn zu fahren, ist in allen Modellen einer der aussagekräftigsten Prädiktoren,

der auch wiederum die Beziehung zum öffentlichen Raum herstellt. Ebenso spielt das allgemeine Sicherheitsgefühl eine Rolle, wenn auch nicht durchgängig.

Ein weiterer wichtiger Prädiktor sind auch hier die physischen Coping-Fähigkeiten, die einen starken Einfluss auf das Vermeiden von Begegnungen mit herumstehenden Jugendlichen haben, dagegen eine geringere Rolle spielen, wenn es um das Vermeiden von unbelebten Straßen und Plätzen geht. Auch hier zeigt sich, wie stark eine vorgestellte Situation – nämlich Jugendlichen zu begegnen – auch das entsprechende Verhalten mobilisiert. Gruppen herumstehender Jugendlicher werden gleichzeitig mit einem Mangel an Kontrolle verbunden: die signs of incivility haben nur für diesen Typus des Vermeideverhaltens eine Bedeutung.

Die Trendeinschätzung für den gesamten städtischen Bereich von Bielefeld (die kognitive Dimension) ist wiederum dort von Bedeutung, wo es um das Meiden von Situationen im weiteren öffentlichen Raum geht. Das Geschlecht spielt nur in Bezug auf das Vermeiden öffentlicher Plätze eine Rolle: Frauen meiden häufiger unbelebte Straßen und Plätze.

5. Kriminalität als Stress?

Die Integration der verschiedenen Variablen unter Bezug auf Lazarus' stresstheoretisches Modell hat sich als hilfreich und nützlich erwiesen. Zwar sind Kausalaussagen über die Richtung der Zusammenhänge und Einflüsse zwischen den einzelnen Dimensionen personaler Kriminalitätseinstellungen hier eigentlich nicht zulässig, da nur Querschnittsdaten vorliegen; Hypothesen über die Richtung der Einflüsse können aber auf Grundlage der Befunde dennoch getroffen werden.

Kriminalitätsfurcht und personale Kriminalitätseinstellungen werden im Allgemeinen gemessen über die in Interviews aktualisierten Vorstellungen über die individuellen Folgen krimineller Handlungen, die in diesem Sinne als Stressor konzeptualisiert werden können. Kriminalitätsfurcht kann so als eine Form der emotionalen Reaktion auf Vorstellungen individueller Risikobewertungen angesehen werden, die durch individuelle Erfahrungen mit Kriminalität, durch die Einschätzung ihrer Bewältigung sowie durch Bedingungen und Ressourcen der sozialen Umwelt beeinflusst wird. Auf dieser Basis können dann die manifesten Folgen dieses Stressprozesses im Verhalten erklärt werden.

Die empirische Bewährung dieses Modells ist allerdings nicht eindeutig. Die individuelle Bewertung von Risiken, Opfer krimineller Handlungen zu werden (primary appraisal), ist in diesem Modell kaum adäquat spezifiziert. Zwar zeigt sich die Notwendigkeit, deliktspezifische Vorstellungen zu differenzieren, aber die Bewertung des individuellen Risikos hängt allenfalls schwach von eigenen Opfererfahrungen, der Einschätzung individueller Bewältigungskompetenzen sowie den Bedingungen und Ressourcen der sozialen Umwelt ab. Vielmehr scheint die Risikobewertung eher in eine Interpretation allgemeiner gesellschaftlicher Kriminalitätsbelastungen und deren Entwicklung eingebunden. Möglicherweise wäre zur Er-

klärung dieses Aspekts des Stressprozesses ein Rückgriff auf die Perspektive der gesellschaftlichen Thematisierung von Kriminalität als soziales Problem sinnvoll.

Weiterhin wurde davon ausgegangen, dass Kriminalitätsfurcht in Anlehnung an die kognitive Stresstheorie nach Lazarus das Resultat zweier Bewertungsprozesse ist. Kriminalitätsfurcht resultiert demnach daraus, dass auf der einen Seite eine Bedrohung durch Kriminalität wahrgenommen wird, auf der anderen Seite die eigenen Möglichkeiten, mit diesen Gefahren umzugehen, als unzureichend eingeschätzt werden. Diese Annahmen konnten empirisch z.T. bestätigt werden: Die Wahrnehmung einer bedrohlichen Umwelt (indiziert durch die Risikoeinschätzung, die signs of incivility und eine als gestiegen eingeschätzte Kriminalität), besonders aber unzureichend wahrgenommene physische Coping-Fähigkeiten hängen mit einer stärkeren emotionalen Reaktion auf Kriminalität in der Form von Kriminalitätsfurcht zusammen. Allerdings zeigen sich auch hier deutliche delikt-spezifische Unterschiede. Die individuelle Risikobewertung ist nur relevant für die Furcht vor Einbruch, aber nicht für die allgemein gehaltene Furcht, wie sie über die Standardfrage gemessen wurde, und bestenfalls schwach für die Furcht, abends alleine die Straßenbahn zu benutzen.

Schließlich ergibt sich aus dem Modell, dass die Kriminalitätsfurcht dazu führt, dass als gefährlich eingeschätzte Situationen und Personen gemieden werden und das wahrgenommene Risiko minimiert wird. Es wurde zusätzlich untersucht, ob die Variablen der kognitiven Dimension und die Coping-Fähigkeiten einen unabhängigen Einfluss auf das Vermeideverhalten ausüben. Die Annahme, dass sich Kriminalitätsfurcht in einem gesteigerten Vermeideverhalten äußert, konnte empirisch bestätigt werden. Auch die Coping-Fähigkeiten beeinflussen die Verhaltensweisen zur Vermeidung vermeintlich gefährlicher Situationen. Das Geschlecht der Befragten, das hier ebenfalls eine Rolle spielt, kann als zusätzlicher Indikator für die physischen Coping-Fähigkeiten interpretiert werden. Die Zusatzannahme, dass auch die persönliche Risikoeinschätzung und die Beurteilung der Kriminalitätsentwicklung das Vermeideverhalten beeinflussen, konnte dagegen nicht bestätigt werden. Auch hier zeigen sich deutliche Unterschiede in Bezug auf konkrete Situationen. Die Bewältigungskompetenz spielt eine zentrale Rolle dann, wenn es um Reaktionen auf herumstehende Jugendliche geht, aber weniger auf die eher unspezifische Situation, die mit öffentlichen Plätzen assoziiert wird. Bemerkenswert ist, dass die Integration in eine Nachbarschaft nicht unbedingt als Ressource wirkt, sondern eher zu einem Vermeiden herumstehender Jugendliche beiträgt.

Die beiden Bewertungsstufen, die Lazarus in seinem Appraisal-Modell vorsieht, sind auch auf die Wahrnehmung des individuellen Opferrisikos zu beziehen. Beide Faktoren – die Wahrnehmung eines erhöhten Risikos und der eigenen Fähigkeiten, dieses bewältigen zu können – beeinflussen das Ausmaß der emotionalen Reaktionen als Kriminalitätsfurcht. Insofern kann Kriminalitätsfurcht tatsächlich als Stress angesehen werden, der aus einem Missverhältnis zwischen wahrgenommenen Bedrohungen und eingeschätzten Bewältigungsmöglichkeiten resultiert, auch wenn sich deutliche Differenzierungen je nach stressrelevanter Situation zeigen. Die

Kriminalitätsfurcht und die Einschätzung der Coping-Fähigkeiten bestimmen ferner das Ausmaß des gezeigten Vermeideverhaltens, allerdings in jeweils situationsbezogenen Ausprägungen. Allerdings zeigen die Modelle auch, dass Furcht und insbesondere das kriminalitätsrelevante Vermeideverhalten durchaus auch unabhängig von persönlichen Risikoeinschätzungen entstehen kann.

Insgesamt zeigen die Modelle, dass Gefährdungssituationen in differenzierter Weise wahrgenommen werden. So werden z.B. Bedrohungen im Nahbereich anders interpretiert als im weiteren städtischen Umfeld. Deutlich wird dabei weiterhin, dass die Befragten die Gefährdungen einerseits und ihre Möglichkeiten, mit diesen Gefahren fertig zu werden andererseits, ausbalancieren. Das zeigt sich vor allem an der Bedeutung, die die Einschätzung der Coping-Fähigkeiten für ganz spezifische Gefahrensituationen hat, für andere jedoch nicht oder nur weniger. Relevant werden dabei ganz eindeutig jene Fähigkeiten, die in Gefährdungssituationen direkt mobilisiert werden können, während langfristige Perspektiven auf Unterstützungsnetzwerke keine Rolle spielen.

Gerade die jeweils spezifische Bedeutung der individuellen Risikoeinschätzung und deren fehlende Erklärungsmöglichkeit in diesem Modell verweist aber auch darauf, dass der Stressprozess in umfassendere gesellschaftliche und kulturelle Prozesse der Thematisierung von Kriminalität als soziales Problem eingebunden ist, die nur unzureichend über Bedingungen des engeren sozialen Kontextes abgebildet werden können.

Anhang

Die verschiedenen Dimensionen der personalen Kriminalitätsfurcht wurden durch die folgenden Items erhoben:

a. Die kognitive Dimension (Trend- und individuelle Risikoeinschätzung)

- Hat Ihrer Meinung nach die Kriminalität in Ihrer Nachbarschaft und in der Stadt Bielefeld insgesamt eher zugenommen, ist eher gleichgeblieben oder hat sie abgenommen? Bitte sagen Sie für jede Art von Straftat, ob Sie das Gefühl haben, dass diese in den letzten zwei Jahren in Ihrer Nachbarschaft und in Bielefeld insgesamt eher zugenommen hat, eher gleichgeblieben ist oder eher abgenommen hat. (Delikte: Einbruch / Diebstahl, Drogenkonsum, Gewaltkriminalität und Sexualdelikte).
- Im Folgenden nennen wir Ihnen einige Straftaten und geben dazu jeweils eine Zahlenreihe an, die von 0 bis 5 reicht. Bitte geben Sie auf diesen Zahlenreihen an, für wie wahrscheinlich Sie es halten, dass Sie im Laufe des nächsten Jahres Opfer der jeweiligen Straftat werden. 0 soll bedeuten, dass Sie das für ausgeschlossen halten, 5 soll heißen, dass Sie sicher damit rechnen. (Delikte: Einbruch/Diebstahl, Sachbeschädigung, Gewaltkriminalität, Wirtschaftskriminalität und Sexualdelikte)

b. Die affektive Dimension (Kriminalitätsfurcht)

- Wie sicher fühlen Sie sich in Ihrer Wohngegend, wenn Sie bei Dunkelheit alleine auf die Straße gehen? Sehr sicher, ziemlich sicher, eher unsicher oder sehr unsicher?

- Hatten Sie schon einmal Angst, von einem Einbrecher in Ihrer Wohnung überrascht zu werden? Kam dieses schon sehr oft, ziemlich oft, ab und zu, eher selten oder gar nicht vor?
- Haben Sie schon einmal Angst gehabt, abends alleine in der Straßenbahn zu fahren? Kam dieses schon sehr oft, ziemlich oft, ab und zu, eher selten oder gar nicht vor?

c. Die konative Dimension (Vermeideverhalten)

- Um mich vor Kriminalität zu schützen, meide ich unbelebte Straßen, Plätze oder Parks, wenn ich im Dunkeln allein unterwegs bin.
- Um mich vor Kriminalität zu schützen, weiche ich herumstehenden Jugendlichen aus, wenn ich im Dunkeln allein unterwegs bin.
- Um mich vor Kriminalität zu schützen, gehe ich im Dunkeln nur allein aus dem Haus, wenn es unbedingt notwendig ist.
- Gibt es in Ihrer Nachbarschaft Stellen (z.B. Parks, einzelne Straßen, Unterführungen), die Sie nachts lieber meiden? Bitte geben Sie die Anzahl an.
- Gibt es in Ihrer Stadt Stellen (z.B. Parks, einzelne Straßen, Unterführungen), die Sie nachts lieber meiden? Bitte geben Sie die Anzahl an.

Die **Integration in den nachbarschaftlichen Kontext** wurde durch drei Items erfasst, die zu einer Skala zusammengefasst wurden:

- Fühlen Sie sich in Ihrer jetzigen Nachbarschaft sehr, überwiegend, weniger oder gar nicht wohl?
- Wenn Sie in Ihrer Nachbarschaft jemanden treffen, können Sie dann im allgemeinen angeben, ob der- oder diejenige dort wohnt oder nicht? Kennen Sie fast alle, die meisten, wenige oder fast keine Menschen aus Ihrer Nachbarschaft zumindest vom Sehen?
- Können Sie sich sehr gut, überwiegend, weniger oder gar nicht auf Ihre Nachbarn verlassen, wenn Sie einmal dringend Hilfe brauchen?

Die **sozialen Coping-Ressourcen** wurden durch drei Items erhoben, die auf emotionale Ressourcen zur Bewältigung viktimogener Situationen abzielen:

- Wenn Sie in einer Notsituation sind und Hilfe benötigen, haben Sie dann Freunde oder Bekannte, auf die Sie sich verlassen können? (Ja, Nein, Weiß nicht)
- Heutzutage scheint es immer schwieriger zu werden, Freunde zu finden. Was meinen Sie, wie viele Freunde oder gute Bekannte haben Sie? Geben Sie bitte an, wie viele gute Bekannte und Freunde Sie überhaupt haben. (Keine, 1-2, 3-4, 5-10, mehr als 10)
- Wie oft treffen Sie sich mit Freunden oder Bekannten, zum Beispiel zu Hause oder zu gemeinsamen Unternehmungen? (Fast täglich, mindestens ein Mal in der Woche, ein bis drei Mal im Monat, seltener)

Die **physischen Coping-Ressourcen** wurden durch das folgende Item erhoben:

- Inwieweit sind Sie in der Lage, einen körperlichen Angriff abzuwehren? Sehr gut, gut, weniger gut, kaum oder gar nicht?

Zur Operationalisierung der **signs of incivility** s. Hohage in diesem Band.

Literatur

- Baumer, T.L., 1985: Testing a General Model of Fear of Crime: Data from a National Sample. *Journal of Research in Crime and Delinquency* 22: 239-256.
- Boers, K./Kurz, P., 1999: Kriminalitätsfurcht ohne Ende? (Online-Dokument: <http://www.peter-kurz.de/work/preprints/KFCop5.html>).
- Boers, K., 1991: Kriminalitätsfurcht. Über den Entstehungszusammenhang und die Folgen eines sozialen Problems. Pfaffenweiler: Centaurus.
- Boers, K., 1993: Kriminalitätsfurcht. Ein Beitrag zum Verständnis eines sozialen Problems. *Monatsschrift für Kriminologie und Strafrechtsreform* 76/2: 65-82.
- Boers, K., 2001: Kriminalprävention und Kriminalpolitik mit der Kriminalitätsfurcht? *Neue Kriminalpolitik* 2/2001: 10-15.
- Borooha, V.K./Carcach, C.A., 1997: Crime and Fear. Evidence from Australia. *British Journal of Criminology* 37/4: 635-657.
- Clemente, F./Kleiman, M.B., 1976: Fear of Crime Among the Elderly: An Exploratory Study. *British Journal of Criminology* 22: 49-62.
- Conklin, J.E., 1971: Dimensions of Community Response to the Crime Problem. *Social Problems* 18: 373-384.
- DuBow, F./McCabe, E./Kaplan, G., 1979: Reactions to Crime: A Critical Review of the Literature. Washington, D.C.: National Institute of Justice.
- Farrall, S., 2004: Revisiting Crime Surveys: Emotional Response Without Emotions? - or - Look Back in Anger. *International Journal of Social Research Methodology* 7/2: 151-171.
- Farrall, S./Bannister, J./Ditton, J./Gilchrist E., 1997: Questioning the Measurement of the 'Fear of Crime'. Findings From a Major Methodological Study. *British Journal of Criminology* 37/4: 658- 679.
- Farrall, St./Bannister, J./Ditton, J./Gilchrist, E., 2000: Social Psychology and the Fear of Crime. *British Journal of Criminology* 40: 399-413.
- Fattah, E.A./Sacco, V.F., 1989: Crime and the victimization of the elderly. New York: Springer.
- Fattah, E.A., 1993: Research on Fear of Crime: Some Common Conceptual and Measurement Problems. S. 45-70 in: Bilsky, W./Pfeiffer, C./Wetzels, P. (Hrsg.), *Fear of Crime and Criminal Victimization*. Stuttgart: Enke.
- Ferraro, K./LaGrange, R., 1987: The Measurement of Fear of Crime. *Sociological Inquiry* 57: 70-101.
- Finley, G.E., 1983: Fear of Crime in the Elderly. S. 21-39 in: Kosberg, J.I. (Hrsg.), *Abuse and Mistreatment of the Elderly: Causes and interventions*. Littleton Mass.: John Wright.

- Fitzpatrick, K.M./LaGory, M.E./Ritchey, F.J., 1993: Criminal Victimization Among the Homeless. *Justice Quarterly* 10: 353-368.
- Folkman, S./Lazarus, R.S., 1985: If it Changes it Must be a Process: Study of Emotion and Coping During three Stages of a College Examination. *Journal of Personality and Social Psychology* 48: 150-170.
- Friedberg, A., 1983: *America Afraid*. New York: New American Library.
- Garofalo, J., 1979: Victimization and the Fear of Crime. *Journal of Research in Crime and Delinquency* 16: 80-97.
- Gilchrist, E./Bannister, J./Ditton, J./Farrall, S., 1998: Women and the Fear of Crime. Challenging the Accepted Stereotype. *British Journal of Criminology* 38/2: 283-298.
- Gomme, I., 1988: The Role of Experience in the Production of Fear of Crime: A Test of a Causal Model. *Canadian Journal of Criminology* 30: 67-76.
- Greve, W./Hosser, D./Wetzels, P., 1996: *Bedrohung durch Kriminalität im Alter: Kriminalitätsfurcht älterer Menschen als Brennpunkt einer Gerontoviktimologie*. Baden-Baden: Nomos.
- Hale, C., 1993: *Fear of Crime: A Review of the literature*. Report to the Metropolitan Police Service Working Party on the Fear of Crime. Canterbury: Canterbury Business School, University of Kent.
- Hale, C., 1996: *Fear of Crime: A Review of the Literature*. *International Review of Victimology* 3: 79-150.
- Hindelang, M.J./Gottfredson, M.R./Garofalo, J., 1978: *Victims of Personal Crime: An Empirical Foundation for a Theory of Personal Victimization*. Cambridge, Mass.: Ballinger.
- Hough, M., 1995: *Anxiety About Crime: Findings from the 1994 British Crime Survey*. Home Office Research Bulletin No. 147. London: HMSO.
- Jerusalem, M., 1990: *Persönliche Ressourcen, Vulnerabilität und Streßerleben*. Göttingen: Hogrefe.
- Kerner, H.-J., 1980: *Kriminalitätseinschätzung und innere Sicherheit*. Wiesbaden: Bundeskriminalamt.
- Killian, R., 1988: *Ursachen und Folgen von Kriminalitätsfurcht*. Diplomarbeit, Universität Bielefeld, Fakultät für Soziologie.
- Killias, M., 1982: Zum Einfluss der Massenmedien auf Wissen und Meinungen über Tötungsdelikte. *Monatsschrift für Kriminologie und Strafrechtsreform* 65: 18-29.
- Killias, M., 1990: Vulnerability : Towards a Better Understanding of a Key-Variable in the Genesis of Fear of Crime. *Violence and Victims* 5: 97-108.
- Kinsey, R./Anderson, S., 1992: *Crime and the Quality of Life: Public Perceptions and Experiences of Crime in Scotland*. Central Research Unit Paper. Edinburgh: Scottish Office.
- Kunczik, M., 1993: *Gewalt im Fernsehen. Stand der Wirkungsforschung und neue Befunde*. *Media Perspektive* 3: 98-107.
- Kury, H./Dörmann, U./Richter, H./Würger, M., 1992: *Opfererfahrungen und Meinungen zur Inneren Sicherheit in Deutschland. Ein empirischer Vergleich von Viktimisierungen, Anzeigeverhalten und Sicherheitseinschätzung in Ost und West vor der Vereinigung*. BKA-Forschungsreihe. Wiesbaden: Bundeskriminalamt.

- Kuttschreuter, M./Wiegman, O., 1998: Crime Prevention and the Attitude Toward the Criminal Justice System: The Effects of a Multimedia Campaign. *Journal of Criminal Justice* 26: 441-452.
- Lazarus, R.S./Folkman, S., 1984: *Stress, Appraisal, and Coping*. New York: Springer.
- Lazarus, R.S./Launier, R., 1978 : Stress Related Transactions Between Person and Environment. S. 287-327 in: Pervin, L.A./Lewis, M. (Hrsg.), *Perspectives in international psychology*. New York: Plenum.
- Lazarus, R.S./Lazarus, B.N., 1994: *Passion and Reason. Making Sense of our Emotions*. New York: Oxford University Press.
- Lewis, D.A./Salem, G., 1986: *Fear of Crime: Incivility and the Production of a Social Problem*. New Brunswick, NJ: Transaction.
- Mawby, R.I., 1988: Age, Vulnerability and the Impact of Crime. S. 101-111 in: Maguire, M./Pointing, S. (Hrsg.), *Victims of Crime: A New Deal?* Milton Keynes: Open University Press.
- Maxfield, M., 1984: The Limits of Vulnerability in Explaining Fear of Crime. *Research in Crime and Delinquency* 21: 233-250.
- Pain, R.H., 1995: Elderly Women and Fear of Violent Crime: The Least Likely Victims? A Reconsideration of the Extent and Nature of Risk. *British Journal of Criminology* 35/4: 584-598.
- Reuband, K.-H., 1999a: Kriminalitätsfurcht: Stabilität und Wandel. *Neue Kriminalpolitik* 2/1999: 15-20.
- Reuband, K.-H., 1999b: Kriminalitätsfurcht: Von der Kriminalitätshysterie zur Normalität? *Neue Kriminalpolitik* 4/1999: 16-19.
- Reuband, K.-H., 2000: Der „Standardindikator“ zur Messung der Kriminalitätsfurcht – in „skandalöser Weise“ unspezifisch und in der Praxis dennoch brauchbar? *Monatsschrift für Kriminologie und Strafrechtsreform* 83: 48-80.
- Skogan, W.G./Maxfield, M.G., 1981: *Coping with Crime. Individual and Neighborhood Reactions*. Beverly Hills: Sage.
- Skogan, W.G., 1993: The Various Meanings of Fear. 131-140 in: Bilsky, W./Pfeiffer, C./Wetzels, P. (Hrsg.), *Fear of Crime and Criminal Victimization*. Stuttgart: Enke.
- Sparks, R.F., 1981: Surveys of Victimization – An Optimistic Assessment. S. 1-60 in: Tonry, M./Morris, N. (Hrsg.), *Crime and Justice. An Annual Review of Research, Volume 3*. Chicago: The University of Chicago Press.
- Warr, M., 1984: Fear of Victimization: Why are Women and Elderly More Afraid? *Social Science Quarterly* 65: 681-702.
- Winkel, F.W., 1998: Fear of Crime and Criminal Victimization. Testing a Theory of Psychological Incapacitation of the ‘Stressor’ Based on Downward Comparison Processes. *British Journal of Criminology* 38/3: 473-484.

Nadine Bals, Universität Bielefeld, Fakultät für Rechtswissenschaft,
Postfach 100131, 33501 Bielefeld.

E-Mail: nadine.bals@uni-bielefeld.de